

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 17 (1913)

Heft: [10]

Artikel: Vom Vierwaldstättersee

Autor: Kreyenbühl, Johannes

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

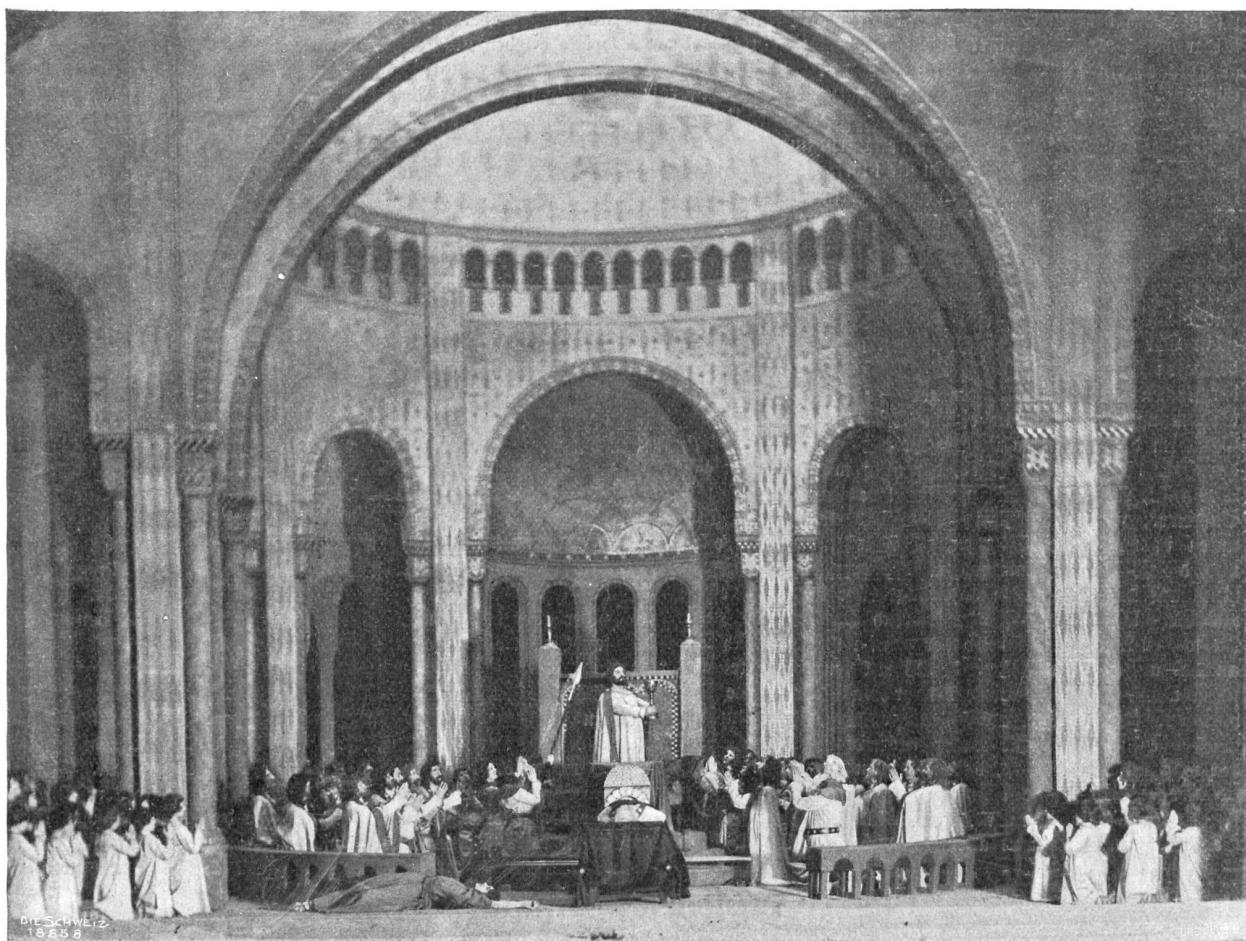
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Parsifal-Aufführung in Zürich. Schlußszene des dritten Aufzuges (im Gralsstempel): in der Mitte Parsifal mit dem „Gral“, links am Boden die entseelte Kundry, rechts der geheilte Amfortas und Gurnemanz, die kneidend Parsifal huldigen.

Sängern, die sich mit vorbildlicher Uneigennützigkeit in den Dienst dieser hohen Sache gestellt, dürfen gelegentliche Verfehlungen nicht allein zur Last gelegt werden.

Die treibende und gestaltende Kraft des musikalischen Teils der Aufführungen aber ist und bleibt der verehrte Kapellmeister Dr. Lothar Kempter. Er hat in seiner bald vierzigjährigen Wirksamkeit am Zürcher Theater Wagners Kunst den Zürchern lieb und vertraut gemacht, er hat den größten Teil der Wagnerischen Musikdramen bei uns und damit in der Schweiz überhaupt recht eigentlich eingeführt, und nun ist es ihm auch noch beschieden gewesen, Wagners lang behütetes „Bühnenweihfestspiel“ zu seiner ersten, auf rechtlichem Boden

stehenden Aufführung außerhalb Bayreuth zu bringen. Und wie er das mit seinem ihm gewohnten Material, mit den Sängern und Sängerinnen und mit seinem getreuen Orchester tat, das zwingt zu Bewunderung. Hätte er die Möglichkeit gesehen, das Orchester auch im Streichkörper zu vergrößern, er würde es sicher getan haben, allein die räumlichen Verhältnisse ließen es nicht zu. Die Fülle des Klanges konnte nicht überall die erhoffte werden, und doch ist vom Orchester, von Kempters sicherem, von feinstem Empfinden für Wagners Eigenart geleiteten Stabe aus der Antrieb zu den ergreifendsten Stimmungen der Zürcher „Parsifal“-Aufführungen ausgegangen.

Ernst Isler, Zürich.

Vom Vierwaldstättersee.

Luzern und der Vierwaldstättersee sind ein Gedicht, das der größte Poet in einem der glücklichsten Augenblicke geschaffen hat. Die beiden Worte wecken eine Fülle von Erinnerungen an genussvolle Stunden, verwandeln sich im Spiel der Phantasie in eine Zauberwelt farbenreicher Bilder, beschwören die Sagengestalten der Vergangenheit, glänzen im Lichte der Dichtkunst, das der große Dichter der Völkerfreiheit um jene Gestalten gewoben hat. Wer vermöchte die frohen Gestalten zu zählen, die den großen Gedanken dieser Schöpfung noch einmal gedacht haben und in Zukunft denken werden! Die Mode, die Gewohnheit, der Nachahmungstrieb, die Sucht, gewisse Gegenden mit dem Reiseführer in der Hand zu absolvieren, das alles mag ebenfalls als Grund für die Zunahme des Fremdenverkehrs in der

Innerschweiz beigetragen haben. Aber den Hauptgrund bildet jene Umstimmung und jene Verfeinerung des Naturgefühls, das heute mit dem Wilden, Nauhen, Herben, Trogigen der freien Natur sympathisiert, das Erhabene ebenso liebt wie das Liebliche, das Kraftvolle ebenso wie das Idyllische und von den Überreizungen der Kultur sich an das Herz der Natur flüchtet, dahin, wo sie in unberührter Reinheit herrscht. Selbstverständlich hat die Kultur auch auf diesen Erdewinkel sich erstreckt, und selbstverständlich hat die Technik des Verkehrs und kurzfristige Selbstsucht leider nicht überall in taktilvoller Weise das meisterhafte Urbild geschont. Aber immer noch beherrscht der große Pan ein weites Gebiet. In unantastbarer Pracht erheben sich die Gipfelriesen mit funkeln dem Schnee, stürmt der Föhn wie das

wilde Heer über die Gräte, spiegeln sich phantastische Wolkenbilder im See, und immer bleibt dieser See ein lebendiges glanzvolles Auge im Antlitz der Landschaft. So stark ist der Eindruck, den dieses nach den vier Richtungen der Windrose ausgedehnte Seebcken mit seiner abwechslungsreichen Umgebung auf den Besucher macht, daß selbst der Lärm und das Gedränge des hochsommerlichen Verkehrs ihn nicht wesentlich abzuschwächen oder zu stören vermögen. Gewiß ist die Stimmung eine andere, reinere, ungestörtere, wenn ich an irgend einem stillen Winkel der Seebucht, etwa am felsigen Ufer bei Sankt Niklausen, fern von der Stadt, von Häusern, von aller menschlichen Umgebung, den Blick eintauche in die kristallklare, lichtverklärte, das Ufergrün und die Bergwände wiederspiegelnde Wasserflut und kein Laut mein Ohr erreicht als das Plätschern und Gurgeln der sanftbewegten Welle, die an die Felsen schlägt oder auf den Rieseln der flachen Uferstellen langsam zerfließt. Wieder anders ist die Stimmung, wenn ich an einem Septemberabend, wenn der Schwarm der Reisenden in alle Weltteile sich zerstreut hat, auf der Höhe des Dietschenberges, der nicht mit Unrecht die kleine Rigi heißt, Abschied nehme von der lebenstrohenden Pracht des Sommers, wenn die Schatten der Dämmerung den See tief unten in weiche Nebel hüllen, die Farben der Flur erbllassen und die Wälder aufflammen in der letzten goldenen Pracht, wenn auf den Bergzinnen das Tageslicht langsam verglimmt und die Glocken der Hoffkirche feierlich Samstagabend läuten. In solchen Augenblicken wird der Mensch unwillkürlich Dichter, auch wenn er keine Gesetze der Poetik kennt und keine Verse schreibt. Wenn ihn die Liebe berührt, sagt der größte Dichterphilosoph, den die Welt gesehen, so wird der Mensch zum Dichter. Was aber ist die schöne Natur als ein Gruß der Liebe des Weltalls an das Weltall, das Menschenherz heißt!

Sollte diese Dichterstimmung sich ganz verflüchten, wenn in der Jahreszeit, die der Fremdenkult „Saison“ nennt, der See gleichsam Gemeingut aller Naturfreunde wird? Ich glaube

nicht. Wer überhaupt eindrucksfähig ist, der wird andere Eindrücke erleben als sonst, und wer es nicht ist, der wird auch in der Ruhe der „toten Jahreszeit“ nichts erleben. Liegt nicht ein eigentümlicher Reiz in jenem kosmopolitischen Gewimmel, in dieser Dodezausgabe der Menschheit, die in der guten Jahreszeit an die Gestade unseres Sees pilgert, auf die Schiffe hastet und drängt, zu Fuß und mit der Bahn nach den Bergen eilt und an einer der zahllosen Ruhestätten für ermüdeten, abgespannten und geschäftlich abgehetzte Menschenkinder neuen Mut und neue Kraft des Lebens trinkt? Ist es nicht ein freundlicher und beglückender Gedanke, daß diese große Natur, die der natürliche Grieche als nährende Mutter mit vielen Brüsten gebildet, ihre Reize nicht neidisch verbüllt, sondern alle, die es wollen, mit ihren Freuden erquickt? Auch das Kleine, Unangenehme, Widerwärtige, das überall mit einer starken Ansammlung von menschlichen Individuen unabrennbar verbunden ist, vermag den lichten Eindruck nicht zu verwischen, den der Reiseverkehr der Innerschweiz auf das feiner besaitete Gemüt macht. Diese kleinen Aberglaubisse sind wie Ringe, die der ins Wasser geworfene Stein bildet und die im nächsten Augenblick wiederum sich verebnet und ausgeglichen haben. Das Antlitz der Natur ist so hehr, daß die Furchen und Runzeln, die der Verkehr ihm eingräbt, in den meisten Fällen, ganz plump Eindrücke ausgenommen, nur leise Spuren hinterlassen. Umso mehr aber hat man sich zu freuen, wenn die durch den wachsenden Verkehr gebotenen technischen Einrichtungen sich möglichst in Einklang halten mit dem Gesamtkarakter der Landschaft und vielleicht sogar ihren Eindruck wie ein Resonanzboden verstärkend wiedergeben. Wer den Vierwaldstättersee befahren hat, wird uns nicht unrecht geben, wenn wir behaupten, daß die stolze Dampferflotte, die seinen Verkehr vermittelt, ihrer Aufgabe in jeder Hinsicht gewachsen ist und ein Wesentliches zur Bereicherung der beglückenden Gefühle beiträgt, die die See und seine Umrahmung wie einen unerschöpflichen Schatz verstreut.

(Schluß folgt.)

Francesco Chiesa.

Mit dem Bildnis des Dichters.

Im Laufe des vergangenen Jahrzehnts ist am Südfuß der Alpen, im italienisch sprechenden Gau unseres Schweizerlandes, ein Mann zum geschätzten und gefeierten Dichter emporgestiegen. Die Leser der „Schweiz“ kennen ihn bereits; es ist Francesco Chiesa, der Bruder des bekannten Malers Pietro Chiesa. Von diesem brachte unsere Zeitschrift im ersten Juniheft von 1911 eine Serie interessanter Reproduktionen, während der Dichter Francesco schon in den beiden Märzheften desselben Jahres mit der Novelle „Simplicius“, die in deutscher Übersetzung geboten wurde, zum Worte gekommen war. Der mühevolle Weg, der diesen Mann endlich zur Anerkennung geführt hat, veranschaulicht so recht den natürlichen Werdegang alles wahrhaft Großen. Keine Pauperischläge, keine captatio benevolentiae, kein Sichanpassen an den Zeitgeschmack: die Anerkennung und der Dichterruhm, sie kommen heute unaufgefordert zu Chiesa, wie einst ganz Österreich anfing, „Gott erhalte Franz den Kaiser“ zu singen, nach der Melodie, die der schlichte Haydn im langsamen Satze seines Kaiserquartettes angestimmt. In Chiesas engerer Heimat Lugano spricht der bekannte Freiburger Philosoph und Literaturhistoriker Paolo Arcari vor der versammelten Studentenschaft mit begeisterten Worten über des Dichters Werke, und die Tessiner Zeitungen rivalisieren mit schmeichelnden Artikeln über „il nostro poeta“. Als Dichter italienischer Zunge hat naturgemäß Chiesa vorerst im Nachbarlande Italien die Aufmerksamkeit der literarisch Gebildeten auf sich gezogen. Seine Gedichtsammlung „I viali d'oro“ verschaffte ihm Aufnahme, als zweitem, in eine Ausgabe italienischer Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts, und die führenden Größen der italienischen Kritik begrüßten einstimmig die glückliche Wahl des Verlegers. Wir im Norden der Alpen beginnen, die vom Süden rückflutende

Ruhmeswelle ebenfalls zu verspüren, und unsere Zeitungen beginnen auch, von Chiesa zu berichten. Ja, die schweizerische Schillerstiftung bezeugt dem Dichter die Anerkennung seines Vaterlandes, und vor kurzem empfängt ihn die Stadt Genf zur begeisterten Ehrung. So ist heute der Ruhm Chiesas gewissermaßen in eine akute Phase getreten, zu der seine schlichte Persönlichkeit in einem unverkennbaren Kontraste steht.

Francesco Chiesa ist der Sprößling eines Malergeschlechtes. In der tessinischen Gemeinde Sagno hat er 1871 das Licht der Welt erblickt, als Söhnen des Dekorationsmalers Innocente und der Magdalena Bagutti, deren Brüder ebenfalls malten. Verschiedene Kirchen in Mendrisio und anderswo besitzen wertvolle Gemälde von der Hand dieser Leutern. Nach abgeschlossener Mittelschulbildung in Mendrisio und Lugano reiste Francesco nach Pavia, um daselbst die Rechte zu studieren. Anstatt aber auf die Erfahrung zu bauen, wie es das Gesetz tut, zog Chiesa es bald vor, mit hellem Blick in die Zukunft zu schauen, wie es ein Denker und Dichter tun muß. So gründete er nach Abschluß der Studien mit dem befreundeten Advokaten E. Bossi eine Zeitung „L'idea moderna“, deren Titel ihre Tendenz genügend kennzeichnet. Mit seinem Eintritt in den Lehrkörper des Luganer Lyceums, 1897, und der in demselben Jahre erfolgten Veröffentlichung eines ersten Bändchens von Gedichten, betitelt Preludio, sagte Chiesa dem Richterstand vollends lebwohl. Dafür warf er sich nun mit aller Energie auf ein liebvolles, tiefschlagendes Studium der Literatur, und die Früchte seines Forschens sollten bald die angesehensten kritischen, sowie belletristischen Zeitschriften Italiens zieren, wie die „Nuova Antologia“, die „Rivista d'Italia“ u. a. m. Das dichterische Gestalten, das neben diesen Arbeiten einherging, trat sehr bald in den Dienst eines großen Planes, der immer kon-